

Unser Glaube

Autor(en): **E.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **12 (1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Postfach Zürich 18
Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

Und Kinder brauchen Liebe in solchen Jahren mehr als Christentum.
Lessing («Nathan der Weise»).

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnerstr. 14a
Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Zum Redaktionswechsel.

In Nr. 24 des letzten Jahrgangs hat Herr E. Brauchlin als Schriftleiter des »Freidenkers« von seiner Lesergemeinde Abschied genommen. Es ist mir tief empfundenes Bedürfnis, ihm im Namen aller Gesinnungsfreunde im ernsten und weitem Sinn des Wortes an dieser Stelle aufrichtigen und herzlichen Dank auszusprechen für seine wertvolle Arbeit sowie für seine nie erlahmende Opferwilligkeit. Wir wissen, dass wir es ihm vorwiegend zu verdanken haben, wenn unser Organ aus schwachen Anfängen im Jahr 1914 in zäher und stetiger Entwicklung und in unentwegtem Kampf gegen Widerstände aller Art sich zu dem »Freidenker« von heute hat entwickeln können. Sein Name bleibt mit der Geschichte unseres Blattes sowie mit der Geschichte des selbständigen und freien Denkens in der Schweiz eng und unlöslich verbunden.

Wenn nicht alles täuscht, gehen wir in Europa einer Periode der Intensivierung kulturell-weltanschaulicher Gegensätze entgegen. In unsern Nachbarländern verschärft sich der klerikale Druck, erzeugt aber auch überall heftigen Gegendruck. Die Gemüter werden aufgerüttelt aus dogmatischem Schlummer und weltanschaulicher Indifferenz. Die Geister scheiden sich. Gefasst und zuversichtlich schauen wir den bevorstehenden Kämpfen entgegen, durchdrungen von der kulturellen Bedeutung unserer Mission, gerade in den letzten Fragen der Sinnggebung und Wertung unsere sicheren Führer Verstand und Vernunft, wissenschaftliches Denken und Verstehen nicht preiszugeben; darum halten wir uns an das, was die Wissenschaft über das Christentum lehrt, und nicht an das, was das Christentum über sich selbst aussagt. Wir sind stolz darauf, dass wir uns auch gegenüber einer drückenden und drängenden Tradition innerlich nicht untreu werden und nicht abgehen von unserm Vorsatz, in Denken und Handeln und Leben uns an der Wirklichkeit und Realität zu orientieren und nicht an entwicklungsgeschichtlich begreiflichen, aber überholten und unterhöhlten Anschauungen, Lehren und Offenbarungen.

Der neue Schriftleiter: Dr. E. Haenssler.

Offener Brief

an den scheidenden Redaktor des »Freidenkers«.

Mein lieber Freund Brauchlin!

Ich weiss, dass Du allem Formellen und Offiziellen abhold bist, weil Du dahinter konventionelle, inhaltsleere Worte witterst. Darum hast Du wohl jegliches Gepränge verboten bei Anlass Deiner selbst gewollten Versenkung hinter die Kulissen des »Freidenkers«, die Du seit Jahren, meist allein, eigenhändig im Schweisse Deines Angesichtes geschoben hast. Lese darum aus diesen Zeilen weder Dank noch »Anerkennung für geleistete Dienste« — damit nicht die Zornader an Deiner freien Stirne schwelle — sondern lass Dich von Deiner beschwingten Fantasie in den Kreis bewährter Gesinnungsfreunde tragen und eine launige Tischrede über Dich ergehen.

Du träumst, mit einem feinen Lächeln um den Mund, vor Dich hin, fast ein wenig verlegen, wenn ich an die Saiten Deines Herzens rühre. Aber es geht nicht anders. Denn die

freigeistige Sache, die so viele nur verstandesmässig fassen, ist Dir zur Herzensangelegenheit geworden. Du kämpfst dafür nicht nur mit des Geistes Schärfe, sondern mit des Herzens Wärme. Darum weht uns aus Deinen Werken, auch den bescheidensten, der Gluthauch des inneren Erlebens an. Wir spüren, dass hinter ihnen die nie wandelbare Ueberzeugung, die reife Persönlichkeit steht. Von ihr aus aber geht mehr Kraft als von den gelehrtesten, wissenschaftlich glänzendsten (Abhandlungen). Du schöpfst aus einem tieferen Born, dem Leben, durchdringst es mit Seherblick, legst daran den Massstab des freien Menschen und schenkst uns seit Jahren im »Freidenker« den Niederschlag Deiner Reflexionen. Darum hatte Dein Blatt stets lebendige Verbindung mit den Geschehnissen der Gegenwart.

Aber dieses Schaffen vom Tag für den Tag genügte Dir nicht. Du blicktest darüber hinaus in die Zukunft und zogst den Kreis weiter, indem Du in Deinen dramatischen und erzählenden Schöpfungen Gebilde Deines Geistes und Deiner Fantasie hinaussandtest in die Welt, Deine Gedanken und Ideen, die Lehren eines freien Menschentums zu künden. Dem Denker führt der Dichter die Feder. Damit all das, was in Dir zum Werden drängt, inskünftig besser als bis anhin in Musse reifen und Gestalt gewinnen kann, legst Du die Redaktion der von Dir gegründeten, mit Liebe und Verständnis gehegten Zeitschrift nieder. Ich kann Dich verstehen. Aber ich weiss, dass Du dem nun kräftigen Knaben, dem Du das Leben geschenkt hast, nicht hinterrücks ein Bein stellst, wie der liebe Gott den Menschen, um sich ihres Strauchelns zu freuen, sondern dass Du einem guten Vater gleich den Sprössling auf seinen künftigen Lebenswegen mit Deinen treuen Augen geleitest und ihm stets zur Seite bist, wenn die Not es gebeut.

In dieser Ueberzeugung hebe ich das Glas zu einem kräftigen Prosit und einem freudigen Ja zum Neuen Jahr!

Dein

C. Flubacher.

Basel, am 1. Januar 1929.

Unser Glaube.

Wenn Kant schrieb: »Ich musste das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen«, so hat er damit die beiden Begriffe Glauben und Wissen begrifflich getrennt dadurch, dass er dem Glauben eine andere gegenständliche Domäne zuwies als dem Wissen; der Glauben richtet sich hier auf die transzendenten, jenseits der Erfahrung und Gegebenheit liegenden Gegenstände, das Wissen aber auf die uns und unserer Erfahrung zugängliche Umwelt. Bleibt man bei dieser materialen Definition des Glaubens stehen, so kann natürlich für uns Atheisten von Glauben nicht die Rede sein! Definieren wir aber Glauben als starkes, gefühlsmässiges Zutrauen zu irgend etwas in uns oder ausser uns, heben wir die im Glaubensbegriff beheimateten Gefühls- und Willenselemente heraus, ohne vorerst den Glauben als solchen gegenständlich festzulegen, so ist nicht zu bestreiten, dass auch uns Atheisten, die wir konsequent und unentwegt das logisch-wissenschaftliche Wissen zu



seinem Recht kommen lassen wollen, auch in Fragen der letzten Sinngebung und Seinsdeutung, eine Art Glauben und eine Art Zutrauen zukommt, vorweg und unbestritten einmal eben dieser Glaube an das Wissen. Debatten und Diskussionen aller Art, vor allem aber der fortwährende Gestaltenwandel und Umschichtungsprozess im philosophisch-wissenschaftlichen und religiösen Denken unserer Gegenwart lassen es ratsam erscheinen, sich wieder einmal gründlich zu überlegen und dann auch klar herauszustellen, was denn eigentlich als positiver Glaubensbestand und als positives Glaubensgut einer atheistischen Weltanschauung heute angesprochen werden darf. Diese Besinnung auf die positiven Fundamente unseres Glaubens ist um so notwendiger, als gerade die beiden uns zukommenden Namen »Freidenker« und »Atheisten« eine reine Negation zum Ausdruck bringen und somit eigentlich nur andeuten können, was als Glaubensfundament nicht oder nicht mehr gelten kann. Diese Negation ist entschieden nicht ganz wertlos, und sicher würde manches, was heute in Philosophie und Wissenschaft absichtlich in Dunkel und Unklarheit gelassen wird, klarer werden, wenn man sich getraute, dezidiert in Negationen sich auszudrücken. Aber sicher ist auch mit der Negation allein nur die eine Hälfte, und erst noch die schwächere Hälfte, zum Ausdruck gebracht. Wer Mitmenschen überzeugen, wer auf seine Mitwelt einwirken und schliesslich die Welt erobern will, muss Positionen haben, feste, klare und solide Glaubensfundamente. Diese positiven Glaubensfundamente unseres atheistischen Glaubens wollen wir nun in aller Kürze — in Form einiger weniger präzisiert formulierter Sätze — als fruchtbare Basis einer neuen Jahresarbeit — uns wieder einmal klar vor Augen und zu Gemüt führen.

1. Wir glauben an die Existenz, an die Realität der Welt.

Der normale Mensch schlägt sich an den Kopf! Muss diese banale Selbstverständlichkeit als Glaubensartikel ausdrücklich hingestellt werden? Wer sich aber in der Philosophie etwas auskennt, hält diese philosophische confessio für notwendig und grundlegend. Vertritt doch auch heute noch ein grosser Teil der Universitätsphilosophie die Ansicht, dass wir im Erkennen und Wissen nicht eine vom Bewusstsein verschiedene Realität erfassen, sondern dass wir es dabei einfach mit unsern eigenen Vorstellungen (»Ideen«) zu tun haben, dass also, mit andern Worten gesprochen, die Welt, die uns umgibt, nur unser »Gegenstandsbewusstsein« ist. Das ist die Anschauung des Idealismus, der auch heute noch in verschiedenen Ausprägungen vertreten wird. Wir müssen diese Möglichkeit durchdenken, wollen wir nicht als philosophische Banausen angesehen werden, wir müssen dem Idealismus nach Möglichkeit gerecht werden, um ihn dann mit um so grösserer Berechtigung nachdrücklich und ausdrücklich ablehnen zu können. Eine begründete Ablehnung des Idealismus und ein offenes Bekenntnis zum philosophischen Realismus ist für uns Atheisten auch deswegen wichtig, weil gerade die protestantische Theo-

logie je und je stärkste Widerstandskräfte gegen Angriffe durch Wissenschaft und Philosophie gerade aus dem unklaren Nebelbrei des Idealismus gezogen hat. Es darf aber hier darauf hingewiesen werden, dass dieser Idealismus gerade in unsern Tagen auch an den Universitäten in deutlichem Rückgang begriffen ist; sogar die protestantische Theologie gibt ihn nunmehr auf; die katholische Theologie ist auf diese ungesunde Philosophie nie hereingefallen, sie hielt sich mehr an Aristoteles als an Plato.

Hier darf auch gesagt werden, dass mit diesem Bekenntnis zum Realismus auch der moderne idealistische Positivismus eines Mach, Petzold u. a. abgelehnt ist. Dieser Positivismus, so metaphysikfeindlich er sich auch gebärdet, ist durchaus nicht immer unser Freund. Da er im »Positiven« als seinem Ausgangspunkt eigentlich nur die exakt beschriebenen Wissens-elemente und Forschungsobjekte sieht und schliesslich alles in Relationen, Abhängigkeiten, Empfindungen und Erfahrungsinhalten aufgehen lässt, kommt dieser moderne Positivismus, der sich vom realistischen Positivismus eines A. Comte wesentlich unterscheidet, dem Idealismus sehr nahe und wird deshalb von Gelehrten gerne in Anspruch genommen, um gerade auf Grund dieser ihm anhaftenden idealistischen Note entweder mit dem Christentum einen faulen Frieden oder doch ein gewinnbringendes Schweigen in den letzten Fragen des Menschenlebens, einen Generaldispens von allen kompromittierenden Stellungnahmen zu weltbewegenden Fragen, sich zu ermöglichen. Aus der modern-realistischen Literatur seien besonders hervorgehoben J. Stickers: »Wiedergeburt der systematischen Philosophie«, M. Schlick: »Allgemeine Erkenntnislehre«, Lenin: »Materialismus und Empirio-kritizismus«, A. Messer: »Einführung in die Erkenntnistheorie«.

2. Wir glauben, dass die Aussenwelt erkannt werden kann.

Auf keinen Fall lassen wir uns mehr narren und naseführen durch jene überspannten aprioristischen und kritizistischen Erkenntnistheorien, die — wir haben das heute eingesehen — einfach Werkzeuge sind des theologisch-philosophischen Denkens und als solche die Aufgabe haben, die Wucht und Eindringlichkeit des realitätsgemässen Denkens abzuschwächen, den Geist von der Realität als einem ja doch nie erkennbaren Schemen abzulenken auf eine andere Welt, die Gotteswelt. Wir wissen es heute, dass die Erkenntniskritik in der Hand des prinzipiell unkritischen, gläubig-theologischen Denkens eine Grotteske der Philosophiegeschichte darstellt; musste sich diese Erkenntnistheorie doch dazu hergeben, immer nur die dem Glauben gefährlichen Gedanken und Anschauungen herabzusetzen, ohne je auf die Gegenstände des Glaubenslebens selbst angewandt zu werden. Die Erkenntniskritik musste so geradezu gewisse Richtungen der Theologie »begründen«, »wie der im Grunde lästerliche Ausdruck lautet« (Thurneysen).

Feuilleton.

Lessings Sohn.

Zu Gotthold Ephraim Lessings 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

Die sternlose Kälte der Sylvesternacht von 1777 durchbellt der Sturm; fetzt weisse Bänder von der Schneehaube des Mansardendaches der Bibliothekarswohnung vor der fürstlich braunschweigischen Hofbücherei zu Wolfenbüttel; reibt sich pfeifend am Verputz der niederen Wände; rasselt am Regenrohr; klappert mit schneegefügten Dachpfannen; reisst, beisst, zerrt und rüttelt an geschlossenen Fensterläden; gellt, winselt, wimmert und heult durch den Kamin; presst beizenden Rauch hinein in das mässig erhellte Zimmer des Erdgeschosses, in dem ein angehender Fünfziger sich zwischen ein Bett und einen Tisch gebannt fühlt, auf dem Tintenzug und Briefpapier liegen. Die Feder entsinkt der Hand des Mannes. Er wendet sich einem dunklen Wandausschnitt zu, dem Türrahmen des unerhellten Nebenraumes. Das ungepuderte, lockige Braunhaar durchwirken erst wenige graue Fäden, und doch ist die mittelgrosse, aber stattliche Gestalt unter den Druck unsichtbarer Lasten gebeugt.

Er zögert an der Schwelle des finsternen Glases, zaudert, überschreitet sie nicht. Stützt sich am Pfosten und sticht mit grübelndem Auge in die Schwärze des Türausschnittes. Drüben erkaltete vor wenigen Tagen die heisseste Hoffnung, das Weihnachtsgeschenk seines Lebens, sein Sohn, der draussen, unter den gefrorenen Schollen der Friedhoferde im kurzen Kindersarg — Er kann den Gedanken nicht beenden und dennoch das quälende Erleben nicht aus der Welt denken: Er, Gotthold Ephraim Lessing hatte einen Sohn. Er hat ihn nicht mehr und wird keinen zweiten jemals haben.

Kummervoll wandern seine Blicke zum Bett gegenüber dem Tisch, haften auf den totblassen Zügen, den entfärbten eingesunkenen Wangen der Frau in den Kissen. Er tritt näher und ergreift die blutleere, abgezehrte Hand, tastet nach dem Puls, der klein, schwach, hilflos und unregelmässig klofft; neigt sein Ohr auf die farblosen Lippen, über die kaum spürbar und immer zögernder der Hauch des Atems gleitet; blickt auf die geschlossenen Lider mit dem zarten blauschimmernden Geäder; horcht nach dem Herzen. Richtet sich auf. Das ist kein Schlummer der Ermattung, der Frau Eva einhüllt, das ist süsser als Schlaf, iufer als Traum, milder als Wissen. Ist Bewusstlosigkeit. Das ist Uebergang zur Genesung oder Verbote des Verwehens ins Unergründbare.

Kraftverlassen sinkt Lessing am Bettrand nieder, birgt die heisse Stirn in die kühlere Hand der spät errungenen Gefährtin seines Kämpferlebens. Wird er die Mutter nach sich ziehen, der kleine Schelm, sein Sohn? Wie ein Kerzlein war er aufgeflammt in den Weihnachtsabend, wie ein Lichtlein verlöscht, noch ehe er geleuchtet. Wie war diesem Kindesleben entgegengehofft, entgegengefreut, entgegengelangt worden! Verjüngender Sonnenschein sollte dieser Knabe werden, freundlicher Weltglanz in der dörflichen Verlassenheit jenes Wolfenbüttel, auf das sich der Kamenzer Pfarrerssohn zurückgezogen hatte wie auf ein Eiland der Stille; zurückgezogen nach dem Umgetriebenwerden der bewegten Jahrzehnte in Leipzig, Berlin, Breslau und Hamburg.

Ah, wie hasste er jetzt diese bretterstirnige dörfliche Stadt, wie verachtete er jetzt diesen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der mit ihm, dem »praeceptor germaniae« — dem Lehrer der Deutschen — im »Ausland« prunken wollte. War das des Dichters der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti, war das des Verfassers des Laokoon,

Wir haben die Ueberzeugung, dass wir von der Aussenwelt und der Beschaffenheit ihrer Dinge durch unsere Wahrnehmungen Kunde erhalten, und dass diese Wahrnehmungen sich wesentlich unterscheiden von der blossen Einbildung und vom Traum, und dass diese Erkenntnis, im grossen Wissenszusammenhang der Wissenschaft, die einzig zuverlässige Kunde der Welt und einzig zuverlässige Grundlage alles Denkens und Handelns darstellt. Wir kennen und würdigen die Bedenken, die von physikalischer, physiologischer und psychologischer Seite her erhoben werden gegen unsere Auffassung; wir vertreten daher keinen naiven, sondern einen erkenntnistheoretisch geläuterten Realismus.

3. Wir glauben an die Autonomie und Souveränität des wissenschaftlich-philosophischen Denkens.

Was heisst das? Nun, der gemeinsame Grundakkord der ganzen sonst so reich modulierten Theologie und theologisch infizierten Philosophie heisst in Worten: »Grenzen! Grenzen! Echte Wissenschaft ist sich ihrer Grenzen wohl bewusst! Echte Wissenschaft macht Halt vor dem Reich des Göttlichen!« Das alles schreckt uns heute nicht mehr. Wir proklamieren die Autonomie und Souveränität des wissenschaftlich-philosophischen Denkens, damit wird ausgedrückt, dass dieses wissenschaftlich-philosophische Denken sich selbst die Grenzen setzt und sich diese nicht von der Theologie setzen lässt. Diesem Denken unterstellen wir sowohl das Subjekt, trotz des Geschreis der Aprioristen, wie auch die Gesamtheit der religiös-christlichen Phänomene, trotz des Geschreis der Theologen. Wir kämpfen dafür, dass die Universitäten von nun an Religionswissenschaft und nicht mehr Theologie treiben. Für uns sind verbindlich gerade die Aussagen der Wissenschaft über das Christentum (Geschichte, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse etc.) und nicht die Aussagen, die das Christentum über sich selbst in Umlauf zu setzen geruht. Unter dem durchdringenden Blick der wissenschaftlichen Analyse und Komparation aber bricht das tragende Gerüst des christlichen Glaubens — seine Absolutheit, seine Unbedingtheit, sein Geltungsanspruch für die gesamte Menschheit — berstend und krachend in sich zusammen.

* * *

Das sind die drei theoretischen Positionen, die wir vertreten! Wir dürfen sie wahrlich sehen lassen, und wir haben uns ihrer an keinem Ort und in keinem Augenblick zu schämen. Wir haben auf unserer Seite so gewaltige Mächte wie Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft und Philosophie und alles das, was darauf sich aufbaut. Das ist die neue wissenschafts-theoretische Situation, die nicht deutlich und klar genug herausgestellt werden kann. Die Theologie in ihrer neuesten Ausprägung will nicht mehr stehen auf Wissenschaft, auf Philosophie oder Vernunft, sie stellt alle diese Mächte aus sich heraus und sich selbst heraus aus allen diesen Mächten, ihr

der Hamburgischen Dramaturgie, war das seiner würdig, Bücherwart zu sein eines Menschenhändlers, der seine Landeskinder zu tausenden an die Engländer verkaufte, der ihm das freie Manneswort zu verbieten die Macht hatte und es auch tat? Bitterkeit riss ihn würgend empor. Wie flackerten die einst herrlich strahlenden Augen: Die Summe eines deutschen Dichter- und Gelehrtenlebens? — Ein toter Sohn, ein sterbendes Weib!

Das überpeinigte Herz rast gegen die Rippen. Schwer tastet er an den Tisch, auf den Stuhl. Die weichen Federn knicken in der harten Hand, die den ewig denkwürdigen Brief an den Freund formt: »Mein lieber Eschenburg! Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz, und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! . . . War es nicht Verstand, dass er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? . . . Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.«

Zehn Tage darauf drückte der Tod des anderen liebsten Menschen dem Dichter abermals die Feder in die Hand: »Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht.« Er selbst trug damals den Todeskeim bereits in sich. Eine Erfahrung zu machen hatte ihm das Leben noch aufbewahrt: die Geburt eines unsterblichen Sohnes des Geistes — Nathan den Weisen.

Walter Bähr.

Sinn erfüllt sich jenseits dessen, was Philosophie meint, und genau jenseits aller wissenschaftlichen Möglichkeiten; sie will nur noch stehen auf Gnade und Offenbarung. Damit werden Geisteswissenschaften und Philosophie aus ihrer bisherigen theologischen Hörigkeit entlassen und bilden mit der Naturwissenschaft zusammen, die schon längst abgestossen worden war, ein ungeheures Gebiet menschlich-irdischen Wissens, das dem christlichen Denken als Grossmacht gegenüber tritt.

Wir Atheisten und Freidenker sind nicht kleine Sekten, eingesprenzt in eine religiös-christliche Welt, sondern wir sind nur die Wenigen, die offen aussprechen und offen zu dem stehen, was Wissenschaft über das Christentum sagt, und was allmählich, wenn auch noch unter der Oberfläche, Gemeingut der abendländischen Kultur Menschheit wird: Dass Religion und speziell Christentum notwendige Durchgangsstufen, unvermeidliche Wachstumserscheinungen eines Teils der Menschheit darstellen und als solche gewürdigt und respektiert werden müssen; dass aber, auch für die Praxis des Lebens, das zähe Festhalten an diesen entwicklungsgeschichtlich überholten Durchgangsstufen nicht notwendig, nicht wertvoll oder irgendwie segensreich ist für die Gegenwartsmenschheit. Wir sehen und erleben, dass das Christentum nicht mehr imstande ist, zu binden. Es muss aber gebunden und geformt und gebildet werden; dies Bilden im engern und weitem Sinne kann aber nicht mehr vollzogen werden von einem Handeln und Denken, das sich auf Illusionen, auf widerlegte und nicht mehr geglaubte Traditionen und Offenbarungen stützt, sondern von einem Glauben, einem Denken und Handeln, die auf der Wirklichkeit und wissenschaftlich erfassten Realität gegründet sind.

Dr. E. H.

Lessing.

(1729—1929.)

Von A. Albin.

Es genügte, eine Liste seiner Bücher aufzustellen, um zu sehen, dass sein Leben kein unnützes gewesen. Es genügte, diese oder jene Aeusserung aus ihnen herauszugreifen, um die Tiefe und Weite dieses herrlichen Geistes erahnen zu können. Es hiesse, sein Gedächtnis am würdigsten feiern, wenn wir nach dem Sinne dieser Aeusserungen leben, im Sinne derselben handeln und wandeln würden. Wenn wir in die Geschichte des menschlichen Geistes Rückschau tun, erfasst uns ja eine Scham. So weit ist der Geist voraus und so weit ist die Menschheit zurück. Eine betrübende Tatsache: die Geistesgeschichte der Menschheit ist — wenn wir sie näher ins Auge fassen — eigentlich nur die Geschichte einiger, nicht allzuvieler Geister, die das Kulturgut zusammengetragen und aufgebaut haben, ohne aber dass ihre Mitbrüder es sich zu eigen gemacht hätten in dem Masse, wie seine Erzeuger es wünschten. Ab und zu gelang es einem Geiste, Scharen und Massen aufzurütteln; ab und zu gelang es einem Geiste, sie mitzu-

Gotteslästerung.

Der Gallus und der Columban, der Weise,
Sie machten einstens eine Schweizerreise.
Die Sage meldet, dass die beiden Frommen
Nach Tuggen an den Zürichsee gekommen.
Noch lebten Heiden in der grausen Wildnis,
Die tanzten eifrig um ein Götterbildnis,
Das' Sturm und Regen ziemlich abgetakelt;
Der Gallus nun, der hat nicht lang gefackelt,
Den Götzen seelenruhig umgerissen
Und stante pede in den See geschmissen.

Das war nun wirklich Gotteslästerung.
Das Heidenvolk geriet auch sehr in Schwung;
Die Kirche selbst verschärfte dann die Schmach
Dadurch, dass sie den Gallus heilig sprach.

Wenn heute nun ein neuer Gallus käme,
Der sich die Freiheit und die Frechheit nähme,
Mit einer Wucht von sieben Donnerwettern
Die Götzenbilder in den Staub zu schmettern —
Ich glaube, dass man ihn, der Trümmer stürzte
In heil'gem Grimm, um Kopfeslänge kürzte,
Um mit dem Schwert die Frevler auszurotten,
An jenem Gott, der seiner nicht lässt spotten.

Sieh, Gläubiger, den noch die Kirche schröpft,
Hier spricht sie heilig, und dort wird geköpft;
Doch lasse, Freund, nur die Bedenken ruh'n;
Die Logik will's. Wenn Zwei das Gleiche tun . . .!

J. Stebler.